

„Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ Jüdisches Leben in Hohebach

VON GEORG LEIBERICH in Zusammenarbeit mit RAINER GROSS, KURT HÄFELE und ERNST ZELLER

I. Einleitung

Viele Jahrhunderte lang gab es in den Tälern von Kocher und Jagst ein reiches und vielfältiges jüdisches Leben. Das damit verbundene jüdisch-christliche Miteinander erlebte wechselhafte Zeiten. Die Extreme waren organisierter Judenhaß und gewalttätige, mörderische Judenverfolgungen (Pogrome) einerseits und ein gut nachbarschaftliches, freundschaftliches Miteinander auf der anderen Seite, das bis hin zu Eheschließungen reichte. Meistens aber wird man ein gut funktionierendes, wenn auch etwas distanzierteres jüdisch-christliches Miteinander im Alltag dörflichen Lebens feststellen. In Hohebach, das an der B 19 liegt, dort, wo diese auf der historischen Brücke die Jagst überquert, kann man auf über 600 Jahre solchen Miteinanders zurückblicken. Es begann vor einer ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 1348 und wurde 1942 durch die Nationalsozialisten beendet. Seither gibt es in unserer Gegend, wenigstens soweit dem Verfasser bekannt ist, kein jüdisches Leben mehr. Und leider gibt es gerade hier, wo zum Teil ansehnliche jüdische Gemeinden bestanden, bislang noch keineswegs überall lokalhistorische Aufarbeitungen des jüdischen Lebens bzw. Dokumentationen davon.

In der Meinung, daß es geradezu zur kommunalen historischen Hygiene gehört, die wechselhafte Geschichte der Juden inmitten unserer Dörfer und Städte aufzuarbeiten, haben sich Pfarrer und Kirchengemeinderäte der Evang. Kirchengemeinde Hohebach im vergangenen Jahr dieser Aufgabe gestellt. Entstanden ist eine 137 Seiten umfassende, durchgehend reich und farbig gebilderte Dokumentation, die diesem Beitrag zugrundeliegt¹. Der Schwerpunkt liegt auf dem 20. Jahrhundert, der sog. Zeitgeschichte. Rainer Gross, Kreisarchivar des Hohenlohekreises, hat dazu mit einem Referat über die „Juden in Hohebach“² den Grund gelegt. Der Rest der Arbeit basiert hauptsächlich auf Interviews mit Hohebacher Zeitzeugen, die im folgenden als „Hohebacher Erinnerungen“ ausgewiesen werden, sowie auf einer Auswertung jener Spuren jüdischen Lebens, die man in Hohebach

1 Die Dokumentation mit demselben Titel wie dieser Beitrag ist über das Evang. Pfarramt 74677 Hohebach, Kirchplatz 3, Tel. 07 937-99 00 44, Fax 07 937-99 00 45 für 30,- DM zu beziehen.

2 Rainer Gross: „Juden in Hohebach“, Vortrag gehalten am 19. 10. 1997 anlässlich eines ‚Studientags Judentum‘ im evang. Gemeindehaus in Hohebach.

noch sieht. Archivarbeit kam hinzu. Das eigentlich Besondere an dieser Dokumentation jedoch sind Briefe, die Hohebacher Juden, die sich in der NS-Zeit nach Amerika retten konnten, nach dem Krieg an die alten Nachbarn ihres Heimatdorfes geschrieben haben. Sie finden sich am Ende dieses Beitrags.

Als die Dokumentation am 14. November 1998 anlässlich der 60. Wiederkehr des Tages der Reichspogromnacht der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, war der Streit zwischen Martin Walser und Ignatz Bubis über einen angemessenen Umgang mit der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 gerade in aller Munde. An diese Diskussion anknüpfend soll hier darauf hingewiesen werden, daß sich die vorliegende Arbeit als Beitrag zu einer „Kultur des Erinnerns“ (Bubis) versteht. Sie soll neben einem normalen heimatkundlichen Interesse zum einen eine Würdigung unserer ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger sein, die (zum Beispiel im Ersten Weltkrieg oder auch im Handel und Wandel) wesentlichen Anteil am Gelingen und Wohlstand in Deutschland im allgemeinen und in Hohebach im besonderen hatten. Sie soll zum anderen eine Mahnung sein an alle Leser, daß in unserer Mitte nie wieder ein Mensch oder ein ganzes Volk um eines anderen Glaubens, um einer anderen Hautfarbe, Herkunft, Weltanschauung willen geschmäht, verfolgt oder gar an Leib und Leben zu Schaden gebracht wird. „Wer sich des Vergangenen nicht erinnert, ist dazu verdammt, es noch einmal zu erleben“ lautet ein warnender Satz in diesem Zusammenhang. Ein anderer Satz, der von Martin Buber stammt, weist dagegen den verheißungsvollen Weg: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ Zuletzt soll die vorliegende Arbeit eine Würdigung der ungeheuren Lebenskraft sein, die der jüdische Glaube den Juden gab und gibt. Wieviel Leid und Unheil, wieviel Schmähungen und Verfolgungen mußte das Gottesvolk überstehen – und wieviel Schweres haben jüdische Menschen bis heute überstanden! Umso mehr möchten wir dankbar die Zeichen der freundschaftlichen Verbundenheit hervorheben, die ehemalige Hohebacher Juden ihren früheren Mitbürgern nach dem Krieg und dem Verfasser anlässlich der Vorarbeiten zu dieser Dokumentation zukommen ließen.

II. Jüdisches Leben in Hohebach in sechs Jahrhunderten

In Hohebach waren schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts n. Chr. Juden ansässig, die Opfer der Judenverfolgung von 1348 wurden. Versuche einer Neuansiedlung scheiterten vermutlich. In der Grafschaft Hohenlohe legte der Gesamthausvertrag von 1511 die Ausschließung der Juden fest. Wie bekannt, fand eine Neuansiedlung im 17. Jahrhundert statt.

Im 30jährigen Krieg übertrug der Kaiser 1637 den Besitz des Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim dem Deutschen Orden. Dieser nahm im gleichen Jahr mit Zustimmung der Bürgerschaft von Hohebach jüdische Familien auf. Nach der Rückgabe des entzogenen hohenlohischen Besitzes 1649 behielten die Erben des Grafen Georg Friedrich die Juden in der Gemeinde. Um 1670 waren dies die

Familien der Juden Jacob und Moises, beide wohnten in eigenen Häusern in Hohebach. Weiterhin lebten im Dorf noch vier Juden: der Jude Salomon wohnte bei Georg Beyer, Manasse (Mannele) bei Hans Zimmermann, Bender bei Georg Lutz und Anschela bei seinem Vater Moises. 1666 erhielt der Jude Jacob in einem „Schutzbrief“ das Recht, sich in Hohebach zunächst für 3 Jahre niederzulassen und *Handel undt Wandel mit geldt undt geltswerth* sowie mit Vieh, Früchten, Wein und allerlei Waren zu treiben. Dabei sollte er seine christlichen Mitbürger und die Herrschaft nicht durch Wucherzinsen oder Sonn- und Feiertagsarbeit provozieren und auch sonst sein Verhalten den allgemeinen Gepflogenheiten anpassen, damit sich niemand *füglich über Ihme beschwehren* könne.

Der Schutz der jeweiligen Herrschaft schützte aber zunächst nur wenig vor der Willkür der Nachbarherrschaft, so daß die Juden in ihrer Handelstätigkeit weitgehend der Willkür der jeweiligen Herrschaften unterworfen waren. So wurde 1718 dem Hohebacher Schutzjuden Schmul in Dörzbach eine Kuh weggenommen, er selbst verhaftet und einige Tage in einen Schweinestall gesperrt. Die Beschuldigung war, er habe eine falsche Dublone, also Falschgeld, gebraucht (Dublone = spanisches Zahlungsmittel). Nach Intervention der Herrschaft Hohenlohe, deren Schutzjude Schmul war, wurde dieser, weil man ihm nichts nachweisen konnte, wieder freigelassen. Doch die demütigenden Tage im Schweinestall wird er nicht so schnell vergessen haben.

1806 fiel Hohebach an Württemberg, ein Territorium, aus dem Juden seit 1498 grundsätzlich ausgeschlossen wurden. Die territorialen Neuerwerbungen nach 1803 stellten den König vor das Problem, für die nunmehr vorhandene Judenschaft von fast 7000 Personen, bestehend aus Gruppen mit sehr unterschiedlichen Rechtsverhältnissen, eine einheitliche Lösung zu finden. Die von seiner Regierung vorgeschlagenen Regelungen waren König Friedrich nicht tolerant genug. Daraufhin suchte er, durch Einzelverordnungen die Stellung seiner neuen Untertanen israelitischen Glaubens zu verbessern. 1807 erlaubte er ihnen den Grunderwerb, 1808 hob er die noch vorhandenen Leibzölle auf und gestattete den Juden 1809 die Ausübung von Gewerben und den Eintritt in die Zünfte. 1812 wurden das Schutzgeld und die Aufnahmegebühr neu geregelt. Die restlichen Gebühren wie Neujahrgeld oder Schächtgeld entfielen.

Erst das „Gesetz in Betreff der örtlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen“ vom 25. 4. 1828 machte aus den Schutzjuden fast gleichberechtigte Untertanen des Königreiches. Sie erhielten gleiche Rechte und Pflichten wie die übrigen Untertanen (Art.1). Jeder Jude mußte einer politischen Gemeinde als Bürger oder Beisitzer angehören und einen Familiennamen annehmen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der jüdischen Einwohner in unserem Raum und fiel in der zweiten Hälfte. In Hohebach wohnten 1811: 15 Familien; 1837: 134 Personen; 1840: 147; 1858: 168; 1900: 101 und 1933: 42 jüdische Einwohner.

Seit 1817 hatten die Hohebacher Juden eine eigene israelitische Gemeinde. Bis zu diesem Jahr hatten sie zur Muttergemeinde in Ailingen gehört. Ende des 19. Jahr-

hunderts kamen die wenigen Juden der einst blühenden jüdischen Gemeinde Dörzbach hinzu. Die jüdische Gemeinde Hohebach, die ab 1832 dem Rabbinat Berlichingen, nach dessen Auflösung 1852 dem Rabbinat Weikersheim und ab 1914 dem Rabbinat Mergentheim unterstand, wurde 1939 aufgelöst.

Mitte des 19. Jahrhunderts galten in Hohebach vier jüdische Familien als sehr wohlhabend. Neunzehn Familien besaßen ein mittelmäßiges bis geringes Vermögen und sechs Familien waren arm, zwei sehr arm, die sich mehr schlecht als recht mit Hausierhandel und Lumpensammeln ernährten. Um 1900 gab es zwei Spezeiwarenhandlungen, drei Manufakturwarenhandlungen, zwei Landesproduktengeschäfte, eine Weiß-, Woll- und Kurzwarenhandlung und eine Gastwirtschaft sowie eine Bank (M. Furchheimer) in jüdischem Besitz. Die Vermögensverhältnisse der Hohebacher Juden waren zu dieser Zeit im Durchschnitt viel günstiger als die ihrer christlichen Mitbürger.

Mit der NS-Machtergreifung begann in Deutschland die Zerstörung des jüdischen Lebens. Die zentral gelenkte Judenhetze erstickte (fast) jede Stimme der Vernunft. In Hohebach machte sich diese Politik de facto seit 1936 bemerkbar. Nach einem Schreiben des Württ. Oberamts Künzelsau vom 4. 1. 1936 an das Bürgermeisteramt Hohebach durfte die *45 Jahre alte Ehefrau des fr. Amtsdieners Fritz Baudermann im Haushalt des Kahn nach den Vorschriften des Blutschutzgesetzes* nicht mehr arbeiten. Allen jüdischen Händlern aus Hohebach wurde die Zulassung aberkannt, sie wurden in die Arbeitslosigkeit gedrängt. Sie mußten teils von ihren Reserven leben, teils mußte die freie jüdische Wohlfahrtspflege für sie aufkommen, weil die staatliche Wohlfahrtspflege per Erlaß für Juden fortan nichts mehr tun durfte. Wer als Jude seine Liegenschaften verkaufte, mußte mit einem Verkaufserlös von ca. 15 %–25 % des Brandversicherungsanschlages zufrieden sein. Viele anderen Repressalien kamen hinzu.

Doch alle Verfügungen, Gesetze und Propagandamaßnahmen hätten nicht greifen können, wenn es keine Personen gegeben hätte, die das Gedankengut der NSDAP vertreten, verbreitet und in die Tat umgesetzt hätten. Die Partei sorgte deshalb dafür, daß es in jedem Ort genügend Parteifunktionäre als Multiplikatoren gab. Vereine und Gruppen wurden „gleichgeschaltet“ und zu Parteiorganisationen umfunktionierte. In Hohebach selbst gab es folgende Leiter von NS-Organisationen: Den Ortsgruppenleiter, den SA-Führer, den Ortsbauernführer, den Hitlerjugendführer und den Jungvolkleiter, die Führerin des Bundes Deutscher Mädchen und der Jungmädels, die Frauenschaftsführerin, den Kassierer der Deutschen Arbeitsfront und einen Verantwortlichen der NS-Volkswohlfahrt. Dieser war in Hohebach Pfarrer Dieter Narr, der zudem noch die Organisation der Auslandsdeutschen vertrat. Er, der von seiner Grundeinstellung her äußerst sozial gesonnen war, der jedem durchreisenden Handwerksburschen 50 Pfennig gab (das war nicht wenig) und einmal sogar seinen Sonntagsanzug herschenkte, war Nationalsozialist aus Überzeugung. Dies ließ er auch in Verkündigung und Unterricht einfließen. Narr wechselte im Frühjahr 1937 vom Gemeindepfarramt auf einen Parteiposten in Berlin über. Auch die Hohebacher Lehrer waren dem Gedankengut des Nationalsozialismus gegenüber offen.

Und auch der erste Höhepunkt der Judenverfolgung, die Reichspogromnacht, hinterließ in Hohebach ihre Spuren. Am 10.[!] November 1938 demolierte ein SA-Trupp die gesamte Inneneinrichtung der Synagoge und vernichtete alle wertvollen Kultgegenstände. Diese Ereignisse öffneten auch den letzten jüdischen Bürgern von Hohebach die Augen über den Ernst der Lage. Die Pogromnacht beschleunigte die im Sommer 1938 begonnene Auswanderung. Von 42 im Jahre 1932 in Hohebach wohnhaften Juden konnten sich durch Emigration 25 retten. Fünf starben bis 1940 eines natürlichen Todes. Vier Personen wechselten ihren Wohnsitz innerhalb Deutschlands.

Trotz aller Repressalien, die die jüdischen Mitbürger hinnehmen mußten, ist in der Zeit des Dritten Reiches zumindest körperlich kein Jude in Hohebach selbst zu Schaden gekommen. Auch Übergriffe bzw. Zerstörungen von Eigentum gab es nicht – mit Ausnahme derer in der Reichspogromnacht.

Die nach 1941 noch in Hohebach befindlichen Juden wußten um ihr Schicksal der bevorstehenden „Umsiedlung“. Sie waren einige Zeit vorher schriftlich davon in Kenntnis gesetzt worden und infolgedessen Wochen und Monate vor dem Abtransporttermin bereits in Angst und Sorge. Nach den Erinnerungen von Zeitzeugen kamen sie zu Bürgermeister Renner und fragten, was denn werde und was man mitnehmen müsse. Eines Nachts vor ihrem Abtransport kam die Frau von Gustav Furchheimer, Hanna Furchheimer, nochmals zu Bürgermeister Renner. Sie warf sich vor ihm auf die Knie und fragte, warum sie denn fortmüßten und er solle sie doch dalassen, sie täten doch keinem was. „Die“ würden sie sicher umbringen. Renner sei wie immer auf seinem Sessel gesessen. Er versuchte, die Sorgen als unbegründet zu zerstreuen und hätte dann, wie es seine Art war, gesagt: „Ihr liebe herzige Leut, ich kann euch doch net helfen!“ Da fiel, mitten in dieser extremen Situation, das Augenmerk von Hanna Furchheimer auf das Kleinkind von Renners, das ebenfalls im Zimmer anwesend war. „Nuch“, sagte sie plötzlich mit mütterlichem Blick, „die Kleine verliert man jetzt auch nicht mehr mit dem Badewasser“. Beim Packen schenken die Juden dann das, was sie nicht mitnehmen konnten, Lebensmittel und anderes, ihren Hohebacher Mitbürgern.

Am 28. 11. 1941, am 24. 4. 1942 und am 20. 8. 1942 wurden folgende jüdische Menschen aus Hohebach abtransportiert: Bernhard Kahn (geb. 28. 6. 1881), Lina Kahn geb. Gottlieb (geb. 9. 5. 1887), Hannchen Gutmann (geb. 19. 11. 1893), Heimann Marx (geb. 21. 1. 1881), Julie Marx (geb. 9. 6. 1884), Gustav Furchheimer (geb. 16. 8. 1867), Hanna Furchheimer (geb. 25. 11. 1880) und Jette Strauss (geb. 8. 7. 1879). Keiner von ihnen überlebte.

Die Namen der 25 jüdischen Mitbürger, die sich ins Ausland retten konnten, lauten:

Irma Adler geb. Stern zusammen mit ihrer Schwester Bella Strauß geb. Stern nach USA am 9. 12. 1937

Rosa Adler nach USA am ? 1937; ihre Eltern David und Gitta Adler nach USA am 6. 5. 1938

Ilse Furchheimer nach USA am 16. 2. 1938

Herald Furchheimer nach USA am 3. 4. 1938; seine Mutter Bertha und sein Bruder Julius nach USA am 19. 4. 1941; (Max Furchheimer rettete sich von Ludwigshafen aus)

Alfred Kahn nach USA am 27. 1. 1937 und Hermann Kahn nach USA am 4. 7. 1938
Selma Marx nach England am 4. 4. 1939. Ihre Schwester Betty nach USA (Datum unbekannt; sie war verheiratet mit David Weinstein aus Stuttgart)

Sally Rosenthal nach USA 1937

Eugen und Sofie Stern nach USA am 12. 10. 1938

Julius Stern nach USA am 20. 3. 1934; seine Brüder Leo und Max am 20. 3. 1938 ebenfalls nach USA; Mutter Sofie Stern am 13. 3. 1939 nach USA

Ludwig Stern mit seiner Frau Sofie, Mutter Rickchen und Tochter Margot nach USA am 10. 6. 1938

Auch von einigen anderen Juden, deren (Familien-) Wurzeln in Hohebach liegen, wissen wir, daß sie den Krieg überlebten.

III. Die Einrichtungen der Israelitischen Kirchengemeinde Hohebach

III.1. Die Synagoge

Die Synagoge ist das Gebetshaus der Juden zur Feier des Gottesdienstes. Ihr geschichtlicher Ursprung liegt in der Zerstörung des ersten Jerusalemer Tempels 586 v. Chr. und der Deportation vieler Israeliten nach Babylon. Die jüdischen Menschen in der Diaspora hatten keinen Tempel mehr und begannen, dezentral in Gebetshäusern zusammenzukommen. Doch jedes Gebetshaus (Synagoge) wurde in Richtung Jerusalem gebaut. Das aus dem Griechischen stammende Wort Synagoge bedeutet soviel wie „Versammlung“ oder auch „Versammlungsort“. Ein Gottesdienst kann nach jüdischem Gesetz nur gehalten werden, wenn wenigstens 10 religionsmündige (mindestens 13 Jahre alte) männliche Juden beisammen sind (Minjan).

Im Erdgeschoß der Hohebacher Synagoge befand sich der Männerraum (= Bet-saal). Der Raum war hoch und hatte drei hohe rundbogige Fenster. An der Ostwand in der Mitte war der Toraschrein mit Vorhängen, in dem sich 8 handbeschriebene Torarollen aus Pergament befanden. In einem weiteren Schrank wurden 8 Widderhörner sowie Toramäntel und Gebetsbücher aufbewahrt. Im Zentrum des Raums stand das Podium (Almemor), von wo aus die Lesung der Tora erfolgte. Das Podium war auf drei Seiten von 38 m Gestühl und 8 m Kindergestühl umgeben. An der Decke hingen vier Kronleuchter (Zeitzeugen erinnern sich im 20. Jh. nur an einen) und an der Westwand stand eine Uhr mit Schlagwerk. Auf der Empore im ersten Stock gab es eine Brüstung, wertvolle Vorhänge und 24 m Bänke für die Frauen.

Im Jahre 1938 wurde die Hohebacher Synagoge am 10. November, einen Tag nach der Reichspogromnacht am 9. 11. 1938 durch Dörzbacher und Hohebacher Partei-

anhänger demoliert. Die Familie Emanuel „Mändle“ Stern, deren Kinder mit dem Auto aus Wertheim gekommen waren, um nachzusehen, wie die Eltern in Hohebach die Nacht vom 9. November überstanden hätten, konnten von ihrem Fenster aus alles beobachten. Die Straße vor der Synagoge war abgesperrt. Vom Niederbrennen der Synagoge sah man nur deshalb ab, weil der damalige Rößleswirt, der auch Ortsbauernführer war, um den Bestand des eigenen Eigentums fürchten mußte, welches mit Sicherheit wie andere angrenzende Gebäude auch Feuer gefangen hätte.

„Alles wurde zusammengeschlagen, und die schönen Sachen, der Kronleuchter, die Perserteppiche, die Torarolle ... sind auf dem Wasen, wo heute der Sportplatz ist, verbrannt worden. Sie hätten die Synagoge auch noch angezündet, aber der Rößleswirt hat Krach gemacht, weil sonst sein Anwesen auch in Flammen aufgegangen wäre. Sou junge Kerl hebbe solche Sache gmacht [...] aa Hohbächer san dabeigwee“ (Hohebacher Erinnerungen³).

„Morgens sind wir in d' Judenschul und haben geschaut. Die Fenster und Bänke waren zerschlagen, der schöne Kronleuchter lag zusammengeschlagen unten. Teppiche und Vorhänge und Bücher hatten sie auf den Wasen geschleift und am Jagstufer verbrannt. Wir Schulkinder der Oberklasse gingen mit dem Lehrer hinunter, um uns das anzuschauen. Die dicken Bücher waren nicht ganz verbrannt und nur stark angekohlt. Meine Mutter aber hat gejammert und gesagt: ‚Wer an die Gotteshäuser geht, bringt kein Glück‘“ (Hohebacher Erinnerungen).

Jüdische Geschäfte und Privathaushalte kamen in jener Nacht in Hohebach nicht zu Schaden. Bei der Familie Mändle Stern hat der Trupp der Zerstörer an die Tür gebockelt und verschaffte sich Einlaß. Doch hörte eine Zeitzeugin bald darauf jemand sagen: „Das ist doch ein Mädle!“ (im Sinne von: Das ist doch ein Kind!). Dann entfernten die Männer sich wieder.

Mit Kaufvertrag vom 25. März 1943 ging die Synagoge zusammen mit dem jüdischen Friedhof schließlich in den Besitz der Gemeinde Hohebach über. Nach dem Krieg wurde sie zu einem Wohnhaus umgebaut und diente heimatvertriebenen Mitbürgern als Unterkunft.

III. 2. Der Friedhof

„Bis 1741 wurden die Hohebacher Juden auf dem Friedhof zu Unterhalbach und danach in Weikersheim beerdigt. [...] Ein jüdischer Friedhof, auf dem die Juden von Hohebach, Ailringen, Hollenbach, Mulfingen und Altkrautheim ihre letzte Ruhestätte fanden, wurde 1852 angelegt⁴.“

3 Georg Schmidt: 100 Jahre Leben in Hohebach. Erzählte Erinnerungen von der Kaiserzeit bis zum Ende des 2. Weltkriegs, hrsg. von Georg Leiberich, Hohebach 1997 (im Pfarramt erhältlich), S. 10.

4 Rainer Gross: Juden in Hohebach: Von der Ansiedlung bis zum Ende der jüdischen Gemeinde. Vortrag gehalten beim Studientag Judentum am 19. 10. 1997 in Hohebach, S. 11.

Da man im Judentum wie im Christentum davon ausgeht, daß Verstorbene – in welcher Existenzform auch immer – auf die Auferstehung von den Toten warten, nennt man den jüdischen Friedhof „beth olam“ (Haus der Ewigkeit). Die Gräber, in denen jeweils nur eine Ganzkörperbestattung vorgenommen werden darf, weisen alle in Richtung Jerusalem. Wenn dort am jüngsten Tag der Messias kommt und die Totengebeine auferweckt (Ezechiel 37), müssen diese bereit sein. Der Friedhof muß deshalb auf Dauer von der jeweiligen jüdischen Gemeinde erworben werden. „Vor der ersten Beisetzung wird der Friedhof feierlich eingeweiht. Das Gelände soll umzäunt sein ([...] Hecke, Zaun oder Mauer)“⁵. Der Friedhof befindet sich außerhalb des Wohnortes und in bestimmtem Abstand zu diesem (mindestens 50 Ellen nach talmudischer Vorschrift; eine Elle maß früher zwischen 55 und 85 cm). Die Gräber werden nicht geschmückt oder besonders gepflegt; beim Besuch der Gräber wird an dem jeweiligen Grab ein Steinchen auf den Grabstein gelegt. Am „Shabbat wird der Friedhof nicht besucht, da dieser Tag kein Tag der Trauer ist“⁶.

Der jüdische Friedhof Hohebach weist mit seinen 300 Gräbern alle typischen Merkmale eines normalen jüdischen Friedhofes auf.

Auf dem Hohebacher Friedhof zählen wir heute 300 Gräber. „Die letzte Bestattung [...] fand im Januar 1940 statt, es war die in Dörzbach verstorbene Julie Stern“⁷. In den letzten Kriegsjahren wurde seitens der NSDAP daran gedacht, die jüdischen Friedhöfe dem Erdboden gleichzumachen (was an manchen Orten auch geschehen ist). Dem Hohebacher Friedhof blieb dieses Schicksal erspart. Kein Hohebacher kam auf die Idee, ihn anzurühren.

„Wenn eine Beerdigung war, standen die Frauen über der Brücke drüben und haben gebetet und Gras ausgerupft und geworfen. Wir Kinder sind manchmal an der Mauer gestanden und haben zugeschaut. Angehörige bestimmter Stämme [Levi und Priester] waren etwas Besonderes, da durften die Angehörigen gar nicht in den Friedhof hinein, sie standen dann außerhalb an der Friedhofsmauer. Die Gebete am Grab waren Hebräisch, die Grabrede Deutsch. Die Juden selbst durften ihre eigenen Gräber gar nicht richten, es wurden auch keine Blumen auf die Gräber getan, die Juden legten Steine drauf. Wenn Judenfrauen bei Geburt eines Kindes starben, beerdigte man sie an einer Seite separat. Die Christen aber durften Judengräber richten, und so hat zum Beispiel eine Familie die Gräber der Baers gerichtet. Wenn fremde Leute kamen und nicht wußten, daß dies ein Judenfriedhof war, haben sie ab und zu gesagt: ‚Hebbe die Hoh‘bacher an wüste Friedhof‘“ (Hohebacher Erinnerungen)⁸.

Auf den Grabsteinen jüdischer Friedhöfe finden sich seit dem 17. Jahrhundert eine Reihe von in Stein gehauenen Zeichen und Symbolen – meistens in den Giebfel-

5 Joachim Hahn: *Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1988, S. 57.

6 Hahn (wie Anm. 5), S. 58.

7 Gross (wie Anm. 4), S. 11.

8 Schmidt (wie Anm. 3), S. 10.

dern der Grabsteine. Die vier zentralsten Symbole kann man auf jedem jüdischen Friedhof wiederfinden. Sie haben ganz bestimmte Bedeutungen und weisen auf Aufgaben in Synagoge und Gemeinde, die der Verstorbene hatte. Es sind: die segnenden Hände; der Krug (evtl. mit einer Schale); das Schofarhorn und das Beschneidungsmesser (evtl. mit zwei Bechern).

„Die segnenden Hände weisen darauf hin, daß der hier Bestattete Nachkomme eines Priesters (hebr. Kohen) ist. Ein Kohen erteilt – bis heute – den Segen [...]. Seit der Zerstörung des Tempels hat er bis zur Gegenwart seinen Platz im Synagogengottesdienst, insbesondere an den Feiertagen. Den Kohanim ist vorgeschrieben, wie im Jerusalemer Tempel ihre Schuhe abzulegen, die Hände zu waschen, die Finger zu spreizen und sich zum Segnen der Gemeinde gegenüber aufzustellen. Dieses Ausbreiten der Finger wird als charakteristisches Symbol auf den Grabsteinen der Kohanim dargestellt⁹.“

„Der Krug (einfacher Krug oder Kanne mit Deckel und Henkel sowie evtl. Teller) als Zeichen der rituellen Reinheit weist den hier Bestatteten als aus dem Stamm Levi stammend aus [...]. Die Leviten dienten in biblischer Zeit im Tempel Jerusalems. Auch heute noch werden sie in den Synagogen zu besonderen Aufgaben der Reinigung herangezogen: Bevor die Kohanim den Segen erteilen, werden ihnen von den Leviten die Hände gewaschen. Dazu dienen eine Wasserkanne und eine flache Schüssel¹⁰.“

„Ein Widderhorn (hebr. Schofar) zeigt an, daß der hier Bestattete an den hohen Festtagen [Neujahrsfest = Rosch haschana und Versöhnungstag = Jom Kippur] in der Synagoge den Schofar geblasen hat. Dies war eine schwierige Aufgabe, zugleich aber eine hohe Auszeichnung [...]¹¹.“

Das vierte Symbol, das Messer, allein oder in Verbindung mit zwei Bechern, besagt, daß hier ein „Beschneider“ begraben liegt. Die Beschneidung bei männlichen Juden entspricht in ihrer Bedeutung der Taufe bei den Christen und zeigt die Aufnahme des Säuglings in den Gottesbund an. Ein jüdischer Knabe wird in der Regel am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten.

IV. Aus dem täglichen Leben der Hohebacher Juden

IV.1. Die Mesusa

Am Türpfosten eines jeden von Juden bewohnten Hauses befindet sich ein kleines Kästchen, ein Gehäuse bzw. eine kleine Kapsel. Man nennt dies eine Mesusa. Da ihre Anbringung im Türpfosten eine Vertiefung hinterläßt, kann man diese dort z. T. bis heute erkennen, so auch an einigen Hohebacher Häusern. Das hebräische

9 Hahn (wie Anm. 5), S. 72.

10 Ebd., S. 73.

11 Ebd., S. 73.

Wort Mesusa bedeutet nichts anderes als Türpfosten. Aber im vorliegenden Fall wurde der Name auf das Symbol übertragen und beschreibt das Kästchen oder die Kapsel, die am Türpfosten angebracht werden muß.

Der Sinn dieses Zeichens führt ins Alte Testament. Dort heißt es im 5. Buch Mose in Kapitel 6,4–9: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst. Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen dir ein Merkzeichen zwischen deinen Augen sein, und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore.“ Entsprechend dieser letztgenannten Vorschrift wurde der ganze Bibelabschnitt in hebräisch auf Pergament geschrieben. Der beschriebene Pergamentstreifen wird aufgerollt oder zusammengefaltet. So wird er in ein Gehäuse oder eine Kapsel gelegt. Gehäuse oder Kapsel weisen im allgemeinen eine Öffnung auf. Durch diese Öffnung ist die Rückseite des Pergaments sichtbar; auf ihr steht das Wort Schaddai, d. h. Allmächtiger. Der Streifen wird so in die Kapsel gelegt, daß man dieses Wort durch die Öffnung sehen kann. Die Kapsel mit dem Pergamentstreifen – die Mesusa – wird mit Nägeln am Türpfosten befestigt. Sie muß so angebracht sein, daß man sie beim Betreten und Verlassen des Hauses bemerkt, das heißt am rechten Türpfosten; allerdings nicht an der Außenseite, sondern an der Innenseite des Pfostens und zwar in Augenhöhe. Hier wird die Mesusa schräg nach innen zur Tür hin angeschlagen.¹²

IV.2. Jiddisch

Hebräische und jiddische Wörter wurden nicht nur von den Juden selbst, sondern – meist unbewußt – auch von der Hohebacher Bevölkerung verwandt und in hohenlohischen Dialekt umgesetzt:

baldowern	auskundschaften
Berches	mit Mohn bestreuter Weißbrotkopf mit einem aufgelegten geflochtenen Zöpfchen
blejde gehen	Flucht
bschumla	betrügen
douse, douschä	ein Schläfchen machen
ducke	nachgeben, sich beugen, bücken
fechten	betteln
Ganove	Dieb, Tagedieb, kleiner Verbrecher
Graffl	altes Zeug
Haja gehen	zu Bett gehen
Kaff	unbedeutendes Dorf

12 Siehe auch: S. Ph. de Vries: Jüdische Riten und Symbole, Reinbek 1990, S.54–56.

kotzn	ekeln
louse	hören, horchen
machulle giana	abhanden kommen
maroudi	krank, schlecht
maschugger	unsinnig, verrückt
muffeln	faulig riechen
pleita	zahlungsunfähig
Pratze	große Hände
Ranze	Bauch
Reibach	Gewinn, Vorteil
Sares	Rausch
Schabbesdeckel	alter Hut
schachern	handeln
Schlamassel	Unglück, auch im Sinne von Durcheinander
Schlawiener	Schlitzohr
schlitzen	ausreißen
schmoren	in der Hitze aushalten
Schmuu	unerlaubter Gewinn, läßlicher Betrug
schnorre	betteln
schoufl	schlecht, gemein
schuffen	hart arbeiten
Stupfer	Schneider
uzen	foppen, necken
verkimmeln	verkaufen
verkoule	belügen
zammradle	fest zusammenbinden
Zunke, Zinke	Nase

IV. 3. Der Shabbat

Der vielleicht wichtigste, weil wöchentlich wiederkehrende Feiertag ist der Shabbat. Von ihm hat auch die christliche Bevölkerung am meisten mitbekommen. Am Shabbat ruhte alles jüdische Geschäftsleben. Man ging in die Synagoge; in Hohebach erinnert man sich allerdings daran, daß vorwiegend die Männer gingen. Bis heute halten sich die frommen Juden an das Shabbatgebote. Sie öffnen z. B. keinen Brief, rauchen nicht, machen keine Geschäfte, bezahlen nichts und machen kein Feuer.

Der Shabbat beginnt am Freitagabend, sobald man den ersten Stern am Himmel sieht. „Die Männer kehrten vor Einbruch der Dunkelheit von ihren Touren zurück, die Geschäftsleute schlossen ihre Läden. Die Frauen putzten das Haus [...] und

bereiteten das Essen vor.“¹³ Gebacken wurde meist Berches. „Es war ein Hefezopf bzw. Kipf, in dessen Teig man auch Kartoffelmasse gab, und auf den obendrauf nochmals ein kleiner Zopf geflochten wurde. Er wurde mit Mohn bestreut.“ (Hohebacher Erinnerungen). Gebacken wurde der Berches entweder daheim oder beim Bäcker. War der Bäcker ein Christ (wenn es keinen jüdischen Bäcker gab), so durfte er zu den jüdischen Backwaren nichts anderes in den Ofen schieben. So ist der Shabbat, der am Samstag mit einbrechender Nacht endet, ein Tag für Gott und Mensch. Er ist ein Tag der Ruhe, der Familie und des Gesprächs. Eggert Hornig weist darauf hin, daß der Shabbat auch eine soziale Dimension hat: Am Shabbat tut keiner etwas. Der Ärmste kann wie der Reichste Gottesdienst feiern, so gut wie möglich essen, durch die Straßen flanieren und sich so recht als König fühlen. Am Shabbat sind alle gleich.

V. Jüdischer Handel und Wandel in Hohebach

„Wenn Hohebach im 19. Jahrhundert wirtschaftlich eine Bedeutung erlangte, die es über die Dörfer seiner Größe hinaus hob, so verdankt es dies zu einem guten Teil seinen rührigen jüdischen Bürgern. Noch um 1900, als die Zahl der Juden bereits erheblich zurückgegangen war, befanden sich hier eine Wirtschaft, zwei Spezereiwaren-, drei Manufakturwarenhandlungen, zwei Landesproduktengeschäfte, eine Weiß-, Woll- und Kurzwarenhandlung sowie eine Bank in jüdischem Besitz. 1883 betätigten sich 17 Juden im Viehhandel, 1903 noch 7. Die Firma Kahn und Rosenthal machte sich durch die Einführung ungarischer Pferde weithin bekannt“¹⁴. Während der jüdische Händler fast dauernd unterwegs war, führte die Frau den Haushalt. Die Ehen waren nicht selten Wirtschaftsgemeinschaften. Wichtig war, daß die Frau eine ausreichende Aussteuer und möglichst Bargeld in die Ehe einbrachte, um die wirtschaftliche Basis zu stärken.

„Die stattlichsten Häuser gehörten den Juden. Selbst dem Fremden wurde im Vorbeigehen klar, in welchen Häusern Juden lebten. Alle Eingangstüren hatten stattliche Eingangsportale“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.1. Moritz Furchheimers Stoffhandlung

„In Furchheimers Laden (Weldingsfelder Str. 6) wurden vor allem Stoffe verkauft. Der Laden ging auch noch in der Zeit des Dritten Reiches gut. Meine Mutter hat 1937 den Stoff für mein Konfirmandenkleid bei den Furchheimers gekauft. Als eine Verwandte den Stoff sah, ist sie auch gleich hingegangen. Im Laden wurde aber auch Geld verliehen, und Bertha Furchheimer führte noch eine Ecke mit Spezereien und Lebensmitteln, Kaffee, Salz, Zucker, Zichorie, Streichhölzern u.s.f. Es

13 Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg, Tübingen 1969, S. 257.

14 Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1966, S. 108.

‚schmeckte‘ dort immer gut nach Kaffee, den sie selber geröstet haben. Kinder bekamen hier auch einmal ein Stückchen Kandiszucker. Das meiste an Ware wurde nach auswärts verkauft, von dort kamen auch Leute ins Hohebacher Geschäft. Man betrat den Laden, indem man zunächst über eine Treppe zur Haustür hinaufging und dann am Anfang des Hausflurs links durch eine weitere Tür ein weiteres Treppchen hinunter in den Verkaufsraum ging. Der schöne Kassenschrank der Furchheimers steht bis heute im Rathaus.

Die Familie Furchheimer bestand zunächst aus Moritz Furchheimer und seiner Frau Bertha. Wenn die alte Frau Häfele zu ihr kam, um Stoffe zu kaufen (verkauft wurde erste Qualität), konnte Bertha Furchheimer sagen: ‚Karline, mach dich nicht so selten.‘ Moritz Furchheimer hatte einst Arzt werden wollen und dazu auch einige Semester Medizin studiert. Man kannte ihn mit einem Zwicker; im Sommer trug er stets einen gelben Sommerkittel. Bertha und Moritz Furchheimer hatten drei Söhne: Julius, Max und Herald. Alle drei heirateten Christinnen. Herald war ein guter Sportler und Schwimmer, war in Würzburg in einem Schwimmclub und durchquerte die Jagst in Hohebach in drei ganzen Schwimmszügen. Mit den Speisegeboten nahm er es nicht so genau (‚Mei Mooche kummt amal net in Hiemmel‘). Er aß auch Schweinefleisch, das er bei Fluhrers in Dörzbach kaufte, und ging ab und an auf den Tanz. Dort war er, wie man sich bis heute gut erinnert, immer gern gesehen. Herald war gutmütig, war fröhlich und beliebt.

Der alte Moritz Furchheimer hatte einen Verwandten, David Furchheimer, der in Künzelsau ein Stoffgeschäft hatte. Dieser erschoss sich in den ersten Jahren des Dritten Reiches. Zuvor hat er alle Schuldscheine seiner Gläubiger verbrannt! Den Schuß hörte man weit durch Künzelsau“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.2. *Der Schneider Adler*

„In der Sedanstraße 16, heute Rathausstraße 1, wohnte der Schneider David Adler. Er hatte auch Stoffhandel. Adler war auch, als der Judenlehrer Mezger weggegangen war, Schächter“ (Hohebacher Erinnerungen). In einer Wiedergutmachungs-sache schreibt Bürgermeister Karl Franz in einem Brief an das Landesamt für Wiedergutmachung vom 12. 4. 1954 über David Adler folgendes:

„David Adler war von Beruf Schneider. Da hier selbst schon einige Schneider am Orte waren, hatte er nicht viel zu tun, und hat sich auf einen kleinen Stoffhandel verlegt, da aber am Ort noch ein großes und gutes, ebenfalls jüdisches Geschäft nämlich Moritz Furchheimer war, welches bis zur Auswanderung derselben so groß und bekannt war, dass das Geschäft ein Auto benötigte, um die große auswärtige Kundschaft zu bedienen, konnte sich Adler keines leisten, ja er benötigte auch keines, denn er zog jeden Tag mit einem Rucksack und Stock nur in die nähere Umgebung von Hohebach los, um halt zu verdienen, dass er seinen Lebensunterhalt hatte.

Mir persönlich war er bekannt, und ich bestätige, dass dieser Vorgang schon vor 1933 so war, er war ein anständiger, aber nicht so wohlhabender Jude, er hat sein Geschäft bis zur Auswanderung so weiterbetrieben, es mag sein, dass er nach 1933 nicht mehr alle Häuser, in die er vorher ging, betreten durfte, aber da sich seine bekannte Kundschaft in größtenteils katholischer Umgebung befand, die doch dem Nationalsozialismus nicht so sehr huldigte, war die Geschäftsschädigung nicht in diesem Umfange so groß, wie man anzunehmen geneigt ist.

Nach vorliegenden Unterlagen ist er am 6. 5. 1938, um dem immer stärker werden den Druck, aber nicht von seiten der hiesigen Bevölkerung, auszuweichen, nach Amerika ausgewandert, weil seine Tochter Rosa schon dort war.“

V.3. Ludwig Sterns Metzgerei

„Wenn bei Ludwig Stern geschächtet wurde, ist der ‚Bollis‘ [der Polizeidiener Fritz Göller] mit seiner Glocke durch Hohebach gegangen und hat ausgerufen: ‚Ludwig Stern hat eine junge Kuh geschlachtet (das sagte er immer, egal wie alt die Kuh war). Er verkauft das Pfund für ... Kann gleich abgeholt werden! Sou, jetzt wißt ihr’s.‘ Wir Lausbuben sind ihm dabei durch den ganzen Ort gefolgt. Am Schlachttag konnte man bei Sophie Stern eine ganze Schüssel Innereien, die die Juden nicht essen durften, für 20 Pfennig bekommen.

Von dem Fleisch wurde dann in Säckchen gefüllt, die auf die Dörfer und Höfe in der Umgebung ausgefahren wurden. Mein Vater hat das für Ludwig Stern gemacht, und ich bin als kleiner Kerle öfters mitgefahren. Ludwig Stern sagte dann zu meinem Vater: ‚Nu, du fährst mir das da und dorthin!‘ Gefahren wurde mit Sterns Pferd und Wagen. Der Lohn war gut für damalige Zeit: Für eine Fahrt nach Eberstal hat man, wenn ich’s noch recht weiß, 3 Mark und 50 Pfennig bekommen. Später habe auch ich selbst für Ludwig Stern ausgefahren. Da war ich schon in der HJ. Der HJ-Führer hat mich, wie er es mitgekriegt hat, auch bald darauf angesprochen und mich gefragt, warum ich denn das täte. Ich hab‘ ihm geantwortet: ‚I muß ja ebbes verdiene, von irgendwas muß i ja die 50 Pfennig HJ-Beitrag zohle.‘ Da hat der HJ-Führer gesagt: ‚Dann zahl‘ ich Dir’s aus meiner eigenen Tasche.‘ Und das hat er auch getan; ich aber habe weiterhin für Ludwig Stern ausgefahren.

Einmal, schon später im Dritten Reich, bin ich für Ludwig Stern wieder mit Waren losgefahren. Der Wagen, den das Pferd zog, hatte ein Dach, so etwa wie heute ein Bulldog. Damals war mir schon nicht mehr so recht wohl bei meinen Botengängen, ich habe mich vielleicht auch ein wenig geschämt und mich deshalb auf dem Wagen ganz hinten reingesetzt, damit man mich nicht erkennen konnte. Do hewwa Leit, wo denkt hewwa, daß I der Jud‘ sei, Staaner und Steckelich nach mir gschmisse.

Wie 1922 mein Vater gestorben ist, und meine Mutter nicht wußte, woher sie das Geld für die Beerdigung nehmen sollte, kam Ludwig Stern zu ihr. ‚Du brauchst nicht auf d‘ Bank, I geb dir, was du brauchst!‘, sagte er, und lieh ihr das nötige

Geld ohne Sicherheit und Schuldschein. Meine Mutter hat das noch oft erzählt“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.4. Die Judenwirtschaft

„Und dann gab es die Judenwirtschaft, betrieben von Hannchen und Julchen Gutmann (heute: Weldingsfelder Steige 6). Vorher gehörte die Wirtschaft dem Großvater von Hannchen und Julchen, Moses Stern. Ihr Vater, der alte Gutmann, hieß Josef. Der Familie gehörte auch ein kleiner Laden gegenüber der Wirtschaft. Dort wurden unter anderem Spielwaren und Porzellan verkauft. Das erste Mensch-ärger-dich-nicht-Spiel, das ich je gesehen habe, war dort. Hannchen Gutmann gehörte zu denen, die damals fortkamen, Julchen starb vorher. Die Judenwirtschaft war ein lustiger Ort, sonntagabends kamen die Leute bis von Ailringen und von Dörzbach her. Im Saal gab es Musik von einer Zugorgel und Vesper, Kouscherwürst (kuschere Würste), das waren Mordsdrumswürste größer als Knackwürste (aber schmeckten so ähnlich) für 60 Pfg. das Paar als Vesper (Ich war schon verheiratet, da hab ich meiner Frau mal welche mitgebracht). Der Schoppen Most kostete 10 Pfennige, das Bier doppelt soviel. Wenn wir Kinder im Winter mit dem Schlitten vorbeigefahren sind, hat Frau Gutmann uns zugerufen: ‚Nuch, Buben, gehnt rein, ihr braucht nichts zu trinken, ihr könnt euch wärmen.‘ Die Gutmanns waren arg gute Juden, die aufgrund ihrer Gutmütigkeit um viel Geld gekommen sind durch Kerle, wo nix zahlt hewwa. Bei den Gutmanns hat man auch zwei Brezeln für 5 Pfennig bekommen, wo eine aazechte schon 3 Pfennig gekostet hat (‚Nuch, ihr kriegt zwei für 5‘).

Bei den Gutmanns traf man auch Mädchen. Manchmal pussierte man auch Jude-maadlich, do hat’s halt aa reechte Maadlich geewe [...]. Wenn man mal mit einer nicht tanzte, konnte es sein, daß sie anderntags sagte : ‚Nuch, du Stolzer, gestern hast aach ned mich gekennt‘. Solche Begegnungen führten ganz selten sogar zu christlich-jüdischen Mischehen. Der Lehrer Schmidt hat ein Judenmaadle geheiert, [...] und Sigbert Baers Frau war Christin.“¹⁵

„Wenn unsere Eltern auf dem Feld waren, waren wir oft bei Gutmanns und in der Nähe der Wirtschaft. Unsere Großmutter hat dort (wie auch bei anderen Juden) gearbeitet, und auch Vater half, wenn was war. Zu Hannchen Gutmann sagten wir ‚Tante‘. Man nannte sie auch ‚Hansele‘. Von ihr haben wir Kinder alles gekriegt. Julchen Gutmann hatte TB, und saß öfters in einem Liegestuhl im Sommergarten gegenüber der Wirtschaft, zu der auch einiges an Land gehörte. Im Garten waren entlang den Wegen leere Flaschen eine nach der anderen wie eine Rabatte eingegraben und trennten Wege und Land. In der Mitte gab es ein Rondell, in dem im Frühjahr Tulpen blühten. Es gab auch ein Gartenhäuschen aus Blech, das nach unten offen war und von einem kleinen flachen Pyramidendächlein überdacht war. Etwa dort, wo heute Karl Göllers Haus steht, war ein Eiskeller. Im Winter brach

man das Eis in der Jagst und brachte es in das mit einem Holzverschlag überdachte Erdloch. Als Wärmeisolierung dienten Strohbüschel.

Wenn man in die Wirtschaft durch den Eingang hineinging, war geradeaus die Küche, die war schön groß. Vorher links war die Toilette. Rechter Hand ging man in die Gaststube, die den ganzen Rest des unteren Stockwerks ausmachte; die beiden Schwestern wohnten oben. Die Gaststube ging im rechten Winkel nach links weiter, es gab sogar noch einen Saal für den Tanz. Links neben dem Eingang der Gaststube war die Theke, sie war vorne mit gedrechselten Stäben verziert. Hinter der Theke, die einen Aufbau hatte, führte eine steile Treppe in den Keller. Dort stand ein riesengroßer Eisschrank aus Holz, der innen mit Blech ausgeschlagen war. Wenn das Bierauto kam, sind wir Kinder gerannt. Denn die Bierführer brachten Eisstangen im Wagen mit. Die wurden mit Haken heruntergeschlagen, wobei für uns Kinder manchmal ein Eisbrocken abfiel; und wenn Bier ausgeschenkt wurde, kam das Eis drauf. Wenn Heuernte war, wurde immer Bier frisch angezapft, und vor der Wirtschaft ein Schild angebracht mit der Aufschrift: ‚Frisch angestochen‘. Das blieb nicht ohne Wirkung. Auch sonst ging’s dort fidel zu, zum Beispiel als der August Renner Bürgermeister wurde. Da hat er nämlich die Gäste aller Wirtschaften freigehalten, auch die in der Judenwirtschaft. Die aßen, was reinging, und nahmen den Rest noch in Form von Würsten und Zigarren mit. Für Renner wurde seine Wahl, wie man munkelte, teuer. Im Laden gegenüber gab’s Porzellan und Spielzeug, auch Weihnachtsschmuck und Puppenwägen, Puppenstuben, Töpfe und anderer Dinge mehr. Und manch einer der Gäste der Gutmannschen Wirtschaft hat bis heute seine Zeche nicht bezahlt.

Julchen Gutmann starb 1934. Hannchen Gutmann kam im Krieg dann ‚fort‘. Andere Hohebacher Juden wollten sie noch mit nach Amerika nehmen, aber sie wollte nicht. Die alte Frida Schilling, die oft in der Wirtschaft war, um mit den Juden zu karteln, war eines Tages zufällig drüben, als eine Frau kam, die dem Hannchen in einem der Arbeitslager begegnet ist. Diese Frau habe versucht, ihr Mut zuzusprechen, ‚alles‘ [= der Krieg] sei ja bald vorbei. Doch Hannchen überlebte das Lager nicht“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.5. Viehhandel in Hohebach (Allgemeines)

In einem landwirtschaftlich geprägten Dorf wie Hohebach kam jahrhundertlang den jüdischen Viehhändlern (christliche Viehhändler gab es kaum) eine Schlüsselrolle im dörflichen Leben zu. Allein in Hohebach lassen sich 17 Viehhändler im Jahr 1883 nachweisen; im Jahr 1903 waren es immerhin noch sieben, die sich zum Teil heftige Konkurrenz machten. Ihre Käufe und Verkäufe im 19. Jahrhundert sind in Vieh-Protokoll-Büchern bis ins kleinste Detail niedergelegt.

Die Viehhändler prägten ein großes Stück des dörflichen Lebens, vom Ortsbild angefangen bis hinein in die Sprache. Auch zwei Schmiede setzten sie ins Brot. Zeit-

zeugen erzählen, daß beim Viehmarkt in Dörzbach nicht selten bis zu 300 Stück Vieh standen.

Verarmte Kleinbauern und Tagelöhner, denen es an Geld und sonstigem Vermögen mangelte, um ihre Schulden zu zahlen und denen christliche Mitbürger kein Geld liehen, um sich Saatgut und Vieh kaufen zu können, wandten sich an die jüdischen Viehhändler. In diesen Fällen haben diese den Kleinbauern eine Kuh „geliehen“, und zwar so, daß die Bauern die Kuh mit eigenem Futter füttern mußten und für die Arbeitsleistung als Spann- oder Zugtier, sowie für die Milch (evtl. auch für das Kalb) einen Zins, den sogenannten Milch- oder Melkzins entrichten mußten. Diese Form des bäuerlichen Kleinkredits ist unter dem Begriff ‚Stellvieh‘ bekannt und wurde von Zeitgenossen heftig kritisiert und bekämpft, weil Futter und Melkzins zusammengerechnet oft mehr als die damals üblichen 4–5 % Kapitalzins ergaben. Dieser erhöhte Zins war sicherlich der Preis für das hohe Risiko, das auf dem Viehhändler und Kreditgeber lastete, etwa wenn die Kuh im Stall erkrankte und einging und beim Bauern wegen Armut keine Sicherheiten und Wertgegenstände vorhanden waren. Nach einem erfolgreichen Viehhandel ging man zum „Weingof“, d. h. zum fröhlichen Begießen des Handels im Wirtshaus über („Gof“ bzw. „Goff“ = mittelhochdeutsch: hohle Hand, später: Handschlag).

„Nebenbei waren die Viehhändler auch sogenannte Schmusjuden, Heiratsvermittler, die häufig wußten, wo junge Männer (Bauern oder Knechte) oder eine Frau (Magd) eine Ehe eingehen wollten. Die Ausdehnung der Heiratskreise war bei den Juden größer (100–150 km) als bei der sonstigen Bevölkerung“ (Hohebacher Erinnerungen).

VI.6. Die Pferdehandlung Kahn

Im Haus Nummer 100 (heute Weldingsfelder Str. 9) wohnte der Viehhändler Bernhard, genannt „Herschle“, Kahn. „Herschle“ kommt von „Hirsch“, wie Bernhard Kahns Vater mit Vornamen hieß. Im ersten Weltkrieg kämpfte ein Bruder von Bernhard Kahn, wie auch andere Hohebacher Juden, für Kaiser und Vaterland, patriotisch wie alle Deutschen. Als ein Zeitzeuge einmal dienstlich in die Schrozberger Gegend kam, sagte ein Kunde zu ihm: „Sie sind doch von Hoebach. Da hatten wir einen Kompaniefeldwebel, einen Leutnant, der Kahn hieß und auch aus Hoebach war. Er bekam das EK I für besondere Tapferkeit.“ Der Mann war Bernhard Kahns Bruder.

„1925 wurde Theo, der dritte Sohn geboren. Theo war ein Nachkömmling (Neeschtkeichel), gut 10 Jahre jünger als seine Brüder. Er wurde von seinem Vater geliebt, vielleicht sogar vergöttert. Von Statur war er aber eher schwächlich und kränklich. Sein Vater hat ihm ein kleines Pony geschenkt und ein Eselchen und ein Wägelchen. Frau Untchs Bruder, sowie der Zott'en Willi, der Nagelschmieds Fritz (Conrad) und Kurt Häfele sind öfters damit ausgefahren und haben fröhlich zusammen gespielt. Vater Kahn wollte Theo 1933 ins Jungvolk bringen, aber es ging

nicht ... Im selben Jahr dann, im Oktober, in einer verhängnisvollen Schulstunde, als gerade Schönschreiben an der Reihe war, gab der Lehrer Karle Theo Kahn, der vor sich hinräumte, von hinten einen Klaps. Theo aber hatte den Federhalter auf sein Auge gerichtet, der Federhalter stach hinein. Die Wunde im Auge hat unheimlich geblutet. Theo Kahn bekam eine Blutvergiftung (andere sagen Hirnhautentzündung) und ist schließlich in Würzburg im Krankenhaus gestorben. Da Theo Kahn aus dem Geschlechte der Kohanim, des priesterlichen Geschlechtes, stammte, mußte die Familie und die Trauergemeinde aufgrund der Reinheitsgebote für die Mitglieder des priesterlichen Geschlechtes außerhalb des Friedhofes an der Friedhofsmauer der Beerdigung beiwohnen. In den folgenden Jahren ist Bernhard Kahn jeden Tag einmal an die Friedhofsmauer zum Grab seines Sohnes gegangen“ (Hohebacher Erinnerungen).

„Bernhard Kahn hat mit Pferden (auch mit ungarischen) gehandelt. Er ging auf die Märkte in Niederstetten und Creglingen. Kahn hatte gute Pferde und war dafür bekannt, daß er niemanden übers Ohr haute“ (Hohebacher Erinnerungen).

„Bernhard Kahn hat von Pferden etwas verstanden. Er war Pferdehändler mit Leib und Seele und fast so gut wie ein Tierarzt dazu. Wenn Kahn ein neues Pferd erstanden hatte, spannte er es zur Erprobung vor den Wagen. Dann wurde die Bremse zugemacht und Radschuhe an den Hinterrädern angebracht. ‚Gehnt her!‘ rief er dann uns Kindern zu, und wir stiegen alle auf den Wagen. Dann mußte der Gaul den schweren Karren ein Stück die alte Weldingsfelder Steige hochziehen, um seine Kraft zu beweisen.

Ein anderes Mal wurde beim Kraft-Schmied ein junges Pferd beschlagen. Als man ihm die Eisen anbrennen wollte, hielt das Pferd nicht, stieg und wehrte sich aus Leibeskräften. Ich stand als kleiner Kerl dabei. Man beauftragte mich, sofort den Kahn zu holen. Der fragte mich, um was es ginge, und ich gab Antwort. Kahn nahm ein langes Holz mit einer Lederschlinge mit. Er legte dem Pferd die Lederschlinge über die Nüstern und zog zu. Da hat sich das Pferd nicht mehr gewehrt, und Kahn hat gesagt, das Pferd würde sich von jetzt an nicht mehr beim Aufbrennen wehren.

Ein andermal wollte ein Pferd nicht laufen. Da hat er ihm einen Holzstickel unter den Schwanz geklemmt und das Pferd ging. So kannte Kahn die Tricks seines Faches“ (Hohebacher Erinnerungen).

Im Dritten Reich wurde Bernhard Kahn am 11. Oktober 1938 die Konzession zum Viehverkauf entzogen. Am 10. November 1938 wurde er verhaftet und ins KZ Dachau eingeliefert, jedoch am 16. 12. 1938 wieder entlassen (Die näheren Umstände sind dem Verfasser nicht bekannt).

Wohl unter dem Eindruck dieser Ereignisse verkauften Kahns 1938 ihr Haus und Geschäft und zogen in die Synagoge. Einige Mitbürger brachten ihnen ab und an etwas Zusätzliches zu Essen. Andere Mitbürger sahen das überhaupt nicht gern. Es gab sogar Denunziationen, was zu Geldbußen nicht unter 50 Mark führte. 50 Mark war damals viel Geld, was jedoch zumindest eine damals schon ältere und unerschrockene Frau nicht davon abhalten konnte, ihren jüdischen Mitbürgern wei-

terhin Lebensmittel zukommen zu lassen. Eine Zeitzeugin berichtet: „Auch Pfarrer Döttling (seit 1937 Nachfolger von Pfarrer Narr) hat an die Kahns gedacht. Er gab mir ab und an 50 Pfennig mit der Bemerkung, mehr habe er selber nicht übrig, aber für ein wenig Brot würde es wohl reichen.“ Kahn selber blieb den Hohebachern gegenüber freundlich und hilfsbereit. Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß bei einem Bauern einmal um das Jahr 1940/41 ein Pferd krank wurde. Man wußte sich nicht mehr zu helfen und benachrichtigte Bernhard Kahn. Der kam dann bei Nacht und von außerhalb des Dorfes (es gab eine nächtliche Ausgangssperre für Juden), von hinten durch die Gärten – daß ihn ja niemand sähe – in den betreffenden Stall, um nach dem Pferd zu sehen.

Bernhard und Lina Kahn wollten nach Amerika auswandern, wie ihre Söhne. Sie hatten sogar schon einige ihrer persönlichen Sachen in einen Container gepackt. Im Gemeindearchiv befindet sich noch ein handbeschriebener Zettel, aus dem hervorgeht, daß ein Antrag auf Reiseerlaubnis für die Kahns gestellt werden sollte, mit der Begründung, dieselben wollten nach Kuba auswandern. Speziell Bernhard Kahn wird gewußt haben, warum; er hatte einer Zeitzeugin, die er einmal im Auto mitnahm, erzählt, daß er Hitlers „Mein Kampf“ gekauft und gelesen habe. Und nun freue er sich auf die Ausreise, nur daß leider sein Gesuch eine hohe Nummer habe. Doch das Schicksal wollte es anders. Bernhard und Lina Kahn wurden Opfer des Holocaustes.

VI. Die Familie „Mändle“ Stern, oder: Auswanderungen in die USA

In der Weldingsfelder Str. 2 lebte Emanuel (genannt: „Mändle“) Stern. Er war Metzger und hat in Hohebach bei seinen Verwandten Levi und Ludwig Stern geschächtet. Zudem war er Händler. Eine Zeitzeugin erinnert sich, daß bei Sterns ab und zu Familientreffen war. Dann begrüßte Frau Sophie Stern ihre Kinder gerührt „Nuch, bist du groß geworden!“ Emanuel Stern starb am 5. Juli 1937. Er liegt auf dem jüdischen Friedhof in Hohebach begraben.

Wie aus einem Bericht von Julius Adler, dem aus Edelfingen stammenden Enkel von Emanuel Stern, hervorgeht, konnten sich sowohl Emanuel Sterns Ehefrau Sophie, geb. Schorsch, als auch seine Kinder Irma (mit ihrem Ehemann Adolf Adler), Bella, Leo, Max und Julius nach Amerika retten. Eine Zeitzeugin erinnert sich, daß sie auf einem größeren runden Stein vor dem Rennerschen Haus stand, als die Familie Stern auszog. Ein Möbelwagen fuhr vor und große Kisten wurden verladen. Von der Schiffspassage nach Amerika gibt es ein Bild. Auch gibt es über den „Exodus“ der Familien Adler und Stern folgenden Bericht, den Julius Adler zum Passafest, den 1. April 1988, geschrieben hat.

„Ein persönlicher Exodus

in dieser heutigen Passnacht möchte ich Euch, wenn Ihr einen persönlichen Bericht entschuldigen wollt, von meinem eigenen [Hervorhebung im Original] Exo-

aus erzählen. Es war exakt vor 50 Jahren, genau an diesem Tag, daß unser Schiff sicher im Hafen von New York City ankam. Ich war beinahe 8 Jahre alt.

Wir ließen in Edelfingen, Deutschland, meines Vaters Bruder, Onkel Moses, mit seiner Frau, Tante Bertha, und seinen Töchtern Ilse und Hella zurück. Onkel Moses gab mir diesen Sederbecher, als wir voneinander schieden. Es stellte sich heraus, daß wir sie bald in den Vereinigten Staaten wiedersehen würden. Wir ließen zurück die Eltern meiner Frau [orig.: mother] in Hohebach, aber nach dem Tod ihres Vaters 1937 sahen wir ihre Mutter 1939 in den USA wieder. In Edelfingen ließen wir meines Vaters Schwester, Tante Zilli, zurück, die uns diesen Sederteller gab. Wir sollten sie nie wiedersehen; genauso wie meines Vaters Schwester Paula mit ihrem Mann Leopold und ihren noch nicht 20jährigen Töchtern Ruth und Hilde, die nach Holland geflohen waren. Und wie 42 andere Verwandte. Sie wurden alle ermordet.

Auf dem Schiff waren meine Mutter und mein Vater, meine Schwester Helen, meiner Mutter Brüder Leo und Max, und zwei Cousins, Thea und Dora, mit ihren Ehemännern Max und Bert. Ich erinnere mich an den Gedanken, einen Faden an den Pier in Hamburg zu binden, und ihn dann langsam abzuwickeln, während wir den Atlantik überquerten!

Als sich das Schiff Amerika näherte, spähten alle, die Ferngläser hatten, in die Ferne. Plötzlich kam die Freiheitsstatue in Sicht, und wir schrien alle voll Freude. Der Bruder meiner Mutter, Onkel Julius, traf uns am Pier. Diese Nacht blieben wir im Hotel New Yorker. Dann kam eine Nachtzugfahrt nach Chicago (wo uns Tante Celia traf), und endlich eine Übernachtsfahrt mit dem Zug nach Grand Forks, Nord Dakota. Wir waren ängstlich, doch voll Hoffnung.“

VII. Erste Schritte in eine neue Zeit.

Briefe von Hohebacher Juden aus den USA nach 1945

Für Juden und Christen kam mit dem Ende der Nazi-Herrschaft die Möglichkeit eines neuen Miteinanders. Auch für Hohebach gilt dies, obgleich heute kein einziger jüdischer Mitbürger mehr hier wohnt. Trotzdem sind die postalischen und persönlichen Kontakte bislang nicht abgerissen, wenn sie auch aufgrund des inzwischen fortgeschrittenen Alters der ehemaligen Hohebacher Juden spärlich geworden sind. Einige von ihnen haben ihre alte Heimat noch einmal besucht. Heute besuchen die Nachkommen der Hohebacher Juden die Gräber ihrer Vorfahren auf dem jüdischen Friedhof. Ab und an gibt es in diesem Rahmen auch persönliche Begegnungen.

Überwiegend aber waren nach 1945 persönliche Briefe der Weg, die alten Freundschaften und Kontakte zu pflegen. Eine Zeitzeugin hat Briefe aus dem Zeitraum zwischen 1947 und 1970 aufgehoben, aus denen wir mit freundlicher Genehmigung Auszüge veröffentlichen dürfen.

New York, 13. 1. 1947 (Brief wurde von der U.S. Civil censorship zensiert)
 „Liebe [...], Es ist eine lange Zeit das wir nichts von einander hörten. Trotzdem das es jetzt schon ein paar Monate ist seit man wieder schreiben kann, war es mir nicht möglich zu schreiben. Außerdem, fällt mir das Deutsch schreiben sehr schwer.

Vieles ist vorübergegangen seit dem wir in Amerika sind. Ich habe die Hochschule fertig gemacht, und jetzt arbeite ich in einem Büro. Ich habe die Arbeit sehr gern. Mir geht es gut, und von meinen Eltern und Großmutter kann ich das selbe berichten.

Ich habe einen sehr netten Freund. Wir sind aber noch nicht verlobt. Wir wollen noch eine Weile warten. Hast Du schon eine Bekanntschaft? Ich schicke dir ein kleines Bild das in einem Park in der Nähe von unserer Wohnung aufgenommen worden ist. Das Bild wurde zwar schon letztes Frühjahr aufgenommen, doch habe ich zur Zeit kein anderes zur Hand.

Wie geht es allen meinen anderen Jugendfreundinnen? Ich lasse sie alle grüssen, besonders [...].

New York ist sehr interessant. Man kann hier sich ganz gut amüsieren. Es gibt Kino, Theater, Strand, Parks und vieles andere.

Wie geht es deinen Eltern [...] ? Grüsse sie von mir.

Sei nicht so faul als ich bin und antworte bald.

Margot

[Stern, später Cohn]

[Rückseite]: Liebe Familie [...] ! Ich hoffe, Ihr seid alle wohl, wir sind es auch, insbesondere meine l. Mutter, die diese Woche 81 Jahre alt geworden ist. Sie kauft noch alles ein u. führt den Haushalt, [...] Wir haben uns gut hier eingelebt u. danken Gott, noch im rechten Augenblick fortgegangen zu sein.

Herzli. Grüße Euer Ludwig [Stern, Vater]

Auch ich will Margots Brief noch ein Grüßle beifügen [...] Rickchen Stern [Großmutter]

Liebe Familie [...], Wie ihr seht geht es uns gut. [...] Nur daß wir so viele liebe Menschen durch die böse Zeit verlieren mußten dies können wir nie mehr überwinden. Wenn wir auch arbeiten müssen so kann euch doch sagen, daß America ein wunderbares Land ist. Wir sind alle schon amerik. Bürger.

Grüßt alle Nachbarn und Freunde. Herzliche Grüße Sofie Stern [Mutter]“

Cleveland, Ohio, 8. April 1947

„Meine l. Freunde!

Gestern erhielten Deinen Brief l. [...] & damit Du siehst wie sehr wir uns damit freuten, will ich gleich antworten. Vielen Dank für Deine herzlichen treuen Worte [...] bewahre nur ferner deine Treue, wie auch von unserer Seite aus der Fall sein wird, denn wir werden uns niemals mehr im Leben sehen. Zurück möchten wir

nicht, denn wir sind schon drei Jahre Bürger dieses herrlichen Landes nur ein Amerika gibt es! Wir haben ein zufriedenes Leben alle Annehmlichkeiten, die man sich nur wünschen kann & ich wollte wünschen Ihr könntet Euch selbst davon überzeugen. Du I. [...] schreibst so steif H + F. Stern warum? Nenne uns [...] wir können noch besser deutsch lesen als English, den[n] im Alter ist es nicht so einfach eine andere Sprache zu erlernen. Eure Kinder standen uns so nahe wie verwandt & so verschafft es uns Befriedigung, daß sie unser gedenken. [...] Von den anderen Hohebacher höre ich schriftlich, denn New-York ist von hier so weit wie von Hohebach nach Hamburg. [...] Hoffentlich seid ihr noch alle gesund. L. Eug.(en) ist dies G.s.D. [= Gott sei Dank] auch, ich immer noch nicht von meiner schweren Operation geheilt. Sobald es uns möglich ist schicken Euch ein Paket, doch Ihr dürft uns ja nichts schicken, wir haben alles. [...] seid alle herzlich begrüßt von Euren Sterns [...]" (Sophie Stern geb. Baer und Eugen Stern)

Cleveland, Ohio, 8. März 1948

„Meine I. Freunde! Unseren Brief vom Jan. werdet Ihr erhalten haben ich will die Antwort nicht abwarten sondern Euch mitteilen daß wir ein großes Osterpaket an Euch absandten ich möchte ein wenig hinsehen können + Eure Freude beim Empfang sehen. Das Päckchen gebet bitte an [...]. Wir vergessen nicht diejenigen, die so gut es mit uns gehalten haben [...] Euren tr. Fr. Stern's.“

New York, 3. Februar 1951

„[...] Ihr Alle wart ja in der Hitlerzeit gut zu uns u. das werden [wir] nie vergessen. [...] Deine alten Freunde.“ (Gitta und David Adler)

Cleveland, Ohio, 10. Februar 1952

„Meine Lieben. [...] Gestern erhielten wir das Päckchen, wir freuten uns riesig mit den feinen Muscheln also vielen Dank. Man sieht daß sie mit Liebe verpackt sind, denn kein Bröselchen war zu finden. Heute geht ein Packet an Euch ab, das ihr hoffentlich gut + bald erhalten werdet. Kaffee können wir nicht schicken sonst müßtet Ihr Zoll bezahlen. [...] in Liebe Eure tr. Freunde Stern's.“

New York, 2. Dezember 1958

„Liebe [...]"

[...] ich bin froh zu hören, daß es dir u. deinen Kindern gut geht. Wir sind halt jetzt alt, aber ich bin mit dem wie es ist zufrieden. Ich mache den Haushalt, thue kochen u. mache die Wohnung. Es ist hier alles leichter zu machen, da man Dampfheizung hat u. immer heißes Wasser. Gehe auch öfters in unser Geschäft ist gerade um die Ecke. Mendles Bella treffe oft. Auch Ludwig u. seine Frau. Ich habe viele Bekannte. Am Samstag gehe immer in die Synagoge. Es ist hier wunderbar. Habe nach Hohebach keine Sehnsucht mehr. Das Hitlertum wird man nie vergessen. Was machen deine Kinder [...]"

Gitta [Adler] u. Rosa u. Max [Lazar, Schwiegersohn]"

New York, 13. September 1970

„Liebe [...] und Familien!

Unser Ib Sohn kam gut zurück & war begeistert von seinem Aufenthalt bei Euch in Hohebach. Ich danke Euch allen recht herzl. für die liebevolle Aufnahme und Aufmerksamkeit, die Ihr ihm zukommen liest. Ich war sehr gerührt nach allen diesen Jahren von Euch allen zu hören, das alles hat mich an meine Jugend-Jahre erinnert, aber auch [an das] was geschehen ist, vielleicht werde ich eines Tages den Mut fassen & Euch allen wieder mal besuchen. Auch vielen Dank für übersandte Bilder, und Barry hat sehr schöne Bilder von Euch gemacht.

Barry konnte uns nicht genug erzählen, wie nett Ihr alle zu Ihm ward.

Vielleicht kommt einer von Euch mal nach USA, Ihr seid herzlichst in meinem Hause willkommen.

Viele Grüsse an alle !meine! Hohebacher Freunde.

Bleibt gesund, seid

Ihr herzl. begrüßt

von

Eurem Hermann [Kahn]

& Familie

Ich würde mich sehr freuen von Euch zu hören“

Zu den ersten Kontakten, die die Hohebacher mit ihren ehemaligen jüdischen Nachbarn hatten, gehörte die Regelung der Eigentumsverhältnisse der ehemaligen jüdischen Liegenschaften. So mußten die Häuser, die während der Zeit des Nationalsozialismus weit unter Preis erworben worden waren, im Kaufpreis nachvergütet werden (s. o.). Zu den Beispielen, in denen diese Aufgabe besonders gut gelöst werden konnte, gehört das Moritz Furchheimersche Haus. Verhandelt wurde hier mit den Söhnen Furchheimer, denen die Ausreise in die USA gelungen war. Zum Abschluß des Verkaufes schreibt Julius Furchheimer am 8. 12. 1952 an die Gemeindeverwaltung Hohebach z.H. von Herrn Bürgermeister Karl Franz. Der Wortlaut des Briefes spricht für sich.

„Lieber Herr Bürgermeister,

Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Ihr Schreiben vom 29. Oktober 1952 erst heute beantworten kann.

Für Ihren ausführlichen Bericht & die umsichtige Verwaltung unseres elterlichen Anwesens spreche ich Ihnen, auch im Namen meiner Brüder Max + Herald, meinen verbindlichsten Dank aus.

Es hat mich besonders gefreut, dass unser Elternhaus in den Besitz von Mina geb. Zott übergegangen ist, & ich bitte Sie, Mina & Gretel Zott auszurichten, dass ich ihnen alles Glück wünsche & das Haus möge ihnen das gleiche Glück + den Segen bringen, den es 3 Generationen Furchheimer gebracht hat.

Ebenso wünsche ich auch Ihnen, Herr Bürgermeister, ihrer Familie & der Gemeinde Hohebach : Fröhliche Weihnachten & ein glückliches & erfolgreiches Neues Jahr.

Es würde mich sehr freuen, wieder von Ihnen zu hören.

Mit den besten Grüßen von meinen Brüdern & mir, verbleibe ich

Ihr

Julius Furchheimer“

Das Schlußwort dieser Dokumentation aber soll Ilse Lantner, geb. Furchheimer, gehören. Am 24. 1. 1998 sandte sie an den Verfasser dieser Dokumentation einen Brief, in dem sie schreibt:

„Mein Mann [...] war einige Male mit mir in Hohebach. [...] Wir haben viele Freunde. Als ich jung war, ging ich an Weihnachten zu Martha Schmidt, & brachte am Passafest Mazzen zu ihnen. Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ (Original auf Englisch; Übersetzung vom Verfasser).

Die entsetzliche Nazizeit kann nicht vergessen werden – nicht seitens der ehemali- gen Hohebacher Juden und ihrer Nachfahren und nicht von unserer Seite aus, in Hohebach und sonst in Deutschland. Wie rühren aber demgegenüber die bleibende Verbundenheit, die Liebe zu der Heimat und ihren Menschen an, die aus den Zei- len dieser Briefe sprechen.